

Ein Fisch im flaschengrünen tiefen All?¹ Oder: wie Feministi*nnen die transhumane Figur d* Cyborg kaperten und zu *compost* verarbeiteten

Cyborg, die Kurzform von Cybernetic Organism, bezeichnet Hybridwesen, systemische Verbindungen von Organismus und Maschine. Erstmals tauchte der Begriff 1960 auf, wie kaum anders zu erwarten im Rahmen militärischer Forschung. Aus heutiger Perspektive wäre das damals entworfene Mensch-Maschine-System als „transhuman“ zu bezeichnen, denn letztlich war es ein Konzept des „human enhancement“. Erstaunlicherweise griff die US-amerikanische Wissenschaftstheoretikerin Donna Haraway 1985 diese militaristische, techno-humanistische Figur auf, um ein sozialistisch-feministisches Manifest zu formulieren. Haraway betont insbesondere die hybride, uneindeutige Natur der Cyborgs, denn der zentrale Angriffspunkt ihres Konzepts sind Dualismen, wie Mensch/Maschine, weiblich/männlich, Natur/Technik, die ihres Erachtens das Fundament von Herrschaftsverhältnissen bilden. Dieses Cyborg-Konzept bezieht Position gegen den Anthropozentrismus westlicher Wissenschaften und sucht nach den Gemeinsamkeiten von Menschen, anderen Organismen und Maschinen. Inspirationen für ihre Cyborg-Figur, die Dualismen ins Wanken bringen soll, bezieht sie – eigentlich naheliegend – aus der feministischen, postkolonialen oder afrofuturistischen Science Fiction. Diese erkundet auf höchst spannende Weise die Gemeinsamkeiten von Menschen und anderen Wesen.*

Raumfahrer*innen: Fische, nicht „im flaschengrünen, tiefen See“, sondern im Wasserglas

1960 stellten Manfred E. Clynes und Nathan Kline während einer von der U.S. Air Force School of Aerospace Medicine gesponserten Konferenz ihre Vision des Cyborgs vor. Clynes hatte in den 1950er-Jahren begonnen, sich über die Musikwissenschaft eingehend mit Neurophysiologie und Biokybernetik zu beschäftigen. Kline war klinischer Psychiater und Experte für psychotrope Substanzen. Am Research Center des Rockland State Hospitals in New York arbeiteten sie gemeinsam an einem Projekt für die NASA, das die Eroberung des Weltalls erleichtern sollte. Letzteres war oberste Maxime der USA im Wettlauf ins All nach dem Start des künstlichen Satelliten Sputnik durch die Sowjetunion im Jahr 1957. Und es gab auch die Mittel: Im Zuge des Sputnikschocks vervierfachte Präsident Eisenhower das Jahresbudget der National Science Foundation.

Clynes und Kline betrachteten die Raumfahrt nicht allein als technologische, sondern vor allem als geistige Herausforderung. Ihre Vision beinhaltete, aktiv in die biologische Evolution des Menschen einzugreifen. Zukünftige Astronaut*innen sollten den Bedingungen des extraterrestrischen Raumes angepasst werden – und zwar nicht durch Raumanzüge und Sauerstoffhelme, sondern durch biochemische, physiologische und elektronische Modifikationen an den betreffenden Menschen selbst (Clynes & Kline 1995). Diese – im wahrsten Sinne des Wortes – einschneidende Zukunftsvision verdeutlichen Clynes und Kline mithilfe einer *harmlosen* Analogie: Ein Fisch beschließt, dass er nicht länger im Wasser, sondern an Land leben will. Hierzu, so Clynes und Kline, würde der Fisch wohl kaum ein Glas mitnehmen, um darin schwimmend auch an Land überleben zu können. Das wäre nur eine temporäre und auch sehr gefährliche Lösung: Das Glas könne zerbrechen, das Wasser auslaufen oder verdunsten. Außerdem könne der Fisch sich so nur sehr eingeschränkt an Land bewegen und dieses erkunden: An das Glas gefesselt, wäre er letztlich nichts anderes als ein Fisch, der zwar an Land, aber doch

abgekapselt in einem Wasserglas lebt. Viel eher – so die Forscher – würde der Fisch daher seine Atmung von Kiemen- auf Lungenatmung umstellen. So könne er sich frei bewegen und wäre nicht mehr der ständigen Gefahr ausgesetzt, dass das Glas zerbricht. Vorausgesetzt der Fisch ist außerordentlich intelligent und erfinderisch, hat sich hinlänglich mit Biochemie und Physiologie befasst, ist ein vorzüglicher Ingenieur und Kybernetiker und verfügt über ein exzellent ausgerüstetes Labor – all dies vorausgesetzt, ja dann könnte der Fisch potenziell ein Instrument entwickeln, das es ihm erlaubt, an Land zu leben und ohne Weiteres Luft zu atmen (Clynes & Kline 1995 [1960], 29f).

Der Cyborg, ein Mann-Maschine-System

Gleichermaßen sei es auch für den Menschen vernünftiger, sein *Goldfischglas*, nämlich den Raumanzug, nicht mit ins All zu nehmen, sondern schlicht seine Atmung umzustellen. Clynes' und Klines Ziel war es also, den Menschen an die für ihn lebensgefährliche Umwelt im Weltraum anzupassen. All dies erschien ihnen auch machbar – und das nicht nur, weil sie im Unterschied zu besagtem Fisch all die genannten Voraussetzungen zu erfüllen meinten. Die Menschheit sei an einem Punkt angelangt, an dem sie ihre Weiterentwicklung selbst bestimmen könne. Nicht länger einem *natürlichen* Körper unterworfen, müsse das Schicksal der Menschheit weder einem Gott noch der Evolution überlassen werden. Clynes und Kline griffen hier also auf die Debatte um Determinismus versus (Neu-)Schöpfung zurück, wie sie innerhalb der Evolutionsbiologie, Biokybernetik und Neurophysiologie dieser Zeit geführt wird. Den Raumfahrer der Zukunft – so erfinderisch, auch an Raumfahrerinnen* zu denken, waren sie nicht, auch hier hatte die ehemalige UdSSR bewusst die Nase vorne und schickte 1963 Walentina Tereschkowa ins All, 15 Jahre vor der US-Amerikanerin Sally Ride – den Raumfahrer also stellten sie sich als *cybernetic organism*, kurz Cyborg, vor, d. h. als sich selbst steuerndes Mensch-Maschine-System (Clynes & Kline 1995: 30):

Rechts: o.T., Collage, Ines Doujak, 2016

If man in space, in addition to flying his vehicle, must continuously be checking on things and making adjustments merely in order to keep himself alive, he becomes a slave to the machine. The purpose of the Cyborg, as well as his own homeostatic systems, is to provide an organizational system in which such robot-like problems are taken care of automatically and unconsciously, leaving man free to explore, to create, to think, and to feel. (Clynes & Kline 1995: 31)

Mit *roboterhaften* Problemen wie der Lebenserhaltung muss der Cyborg sich nicht mehr befassen, er ist vielmehr frei, das Weltall zu erkunden. Eigentlich erstaunlich, dass hier nicht nur der Raumfahrer, sondern auch d* Cyborg mit männlichen Pronomina adressiert wird. Schließlich müsste d* Cyborg korrekterweise als *it*, als Neutrum, bezeichnet werden und nicht als *he*. Clynes und Kline reproduzieren jedoch das Phantasma eines autonomen und sich selbst schöpfenden männlichen Subjekts. Ihr Cyborg ist ein durch männlichen Genius verbesserter Mann: Den Astronauten, der eingekapselt in seinen Raumanzug und an der Sauerstoffversorgung wie an einer *Nabelschnur* hängend – also in Abhängigkeit und höchst verwundbar – durch das Weltall schwebt, wollen sie durch ein unabhängiges Mann-Maschine-System ersetzen. Auf dass der Mann nicht länger *Sklave der Maschine* sei, ist ihr Ziel, einen sich selbst steuernden Organismus zu erschaffen: den Mann als Cyborg, der sich selbst geschaffen hat und so die Kränkung der Geburt durch eine Mutter oder durch einen *Schöpfer* hinter sich lassen kann und endlich befreit ist auch von allen körperlichen Begrenzungen, um ungehindert „zu entdecken, zu schaffen, zu denken und zu fühlen“.

Was Clynes' und Klines Cyborg zu einem kybernetischen Organismus macht, ist zunächst das Moment der Selbststeuerung, also die Fähigkeit eines Systems, sich durch Rückkopplung selbst innerhalb gewisser Grenzen in einem stabilen Zustand – der Homöostase – zu halten. Was den Organismus außerdem zu einem kybernetischen macht ist, dass der zukünftige Raumfahrer als Mensch-Maschine-System begriffen wird, und nicht einfach als Mensch, der ein wie auch immer geartetes Implantat trägt. Beide gemeinsam als ein System zu betrachten, ist elementarer Bestandteil der kybernetischen Logik. Dies setzt auch voraus, Lebewesen und Maschinen als *im Grunde gleich*, als lebende und technische Systeme zu verstehen. Auch wenn Geschichten über Automaten und Roboter historisch weiter zurück reichen, waren Cyborgs erst durch die Kybernetik möglich geworden. Planeten, Pflanzen, Menschen, Tiere, Maschinen – alle werden gleichermaßen als Kommunikationssystem beschrieben und können entsprechend zerlegt und neu kombiniert werden, unterliegen einer Logik der Investition und des Tauschs.

Cyborg als sozialistisch-feministische Figuration

Im Unterschied dazu geht es Donna Haraway nicht um einen *verbesserten*, sondern gerade um eine Dezentrierung des Menschen. Den Anthropozentrismus moderner, okzidentaler Denkraditionen will sie ersetzen durch die Betrachtungsweise eines „becoming with“, eines *Gemeinsamen Werdens*. Sie argumentiert, dass drei zentrale Grenzziehungen nichtig geworden

sind: Die Grenzen zwischen Tier und Mensch, Organismus und Maschine sowie zwischen Physikalischem und Nicht-Physikalischem – und demontiert damit die *Alleinstellungsmerkmale* des Menschen. Die Implosionen dieser Grenzziehungen, vor allem aber die Gemeinsamkeiten zwischen Menschen, nicht-menschlichen Organismen und Maschinen, wie sie in der Kybernetik gedacht werden – nämlich als System der Kommunikation und Kontrolle –, will sie erkunden, weil sie ihr einerseits bedenklich erscheinen, andererseits aber neue Optionen für ein Denken jenseits von Dualismen zu eröffnen scheinen (Haraway 2004, 322).

Aus einer Perspektive könnte das Cyborg-Universum dem Planeten ein endgültiges Koordinatensystem der Kontrolle aufzwingen, die endgültige Abstraktion, verkörpert in der Apokalypse des im Namen der Verteidigung geführten Kriegs der Sterne, die restlose Aneignung der Körper der Frauen in einer männlichen Orgie des Kriegs. Aus einer anderen Perspektive könnte die Cyborg-Welt gelebte soziale und körperliche Wirklichkeiten bedeuten, in denen keine*r mehr seine*ihre Verbundenheit und Nähe zu Tieren und Maschinen zu fürchten braucht und keine*r mehr vor dauerhaft partiellen Identitäten und Positionen zurückschrecken muss. Der politische Kampf besteht darin, beide Blickwinkel einzunehmen, denn beide machen nicht nur Herrschaftsverhältnisse, sondern auch Möglichkeiten sichtbar, die aus der jeweils anderen Perspektive unvorstellbar sind. Einäugigkeit führt zu schlimmeren Täuschungen als Doppelsichtigkeit oder medusenhäuptige Monstren (Haraway [1985] 1995, 40: Übersetzung geschlechterreflexiv angepasst).

Am Beispiel der Kommunikationswissenschaften und der modernen Biologie argumentiert Haraway, dass die gesamte Welt in ein Kodierungsproblem übersetzt wird: Beide Disziplinen fahnden nach „einer allgemeinen Sprache, in der jeder Widerstand gegen instrumentelle Kontrolle verschwindet und in der jede Heterogenität der Zerlegung und Neukombination, der Investition und dem Tausch unterworfen werden kann“ (ebd., 52). Wissen, technologische Prozesse, aber auch Menschen und andere Organismen werden in Informationseinheiten zergliedert, die einer Theorie der Sprache und Steuerung unterworfen sind:

Wir leben im Übergang von einer organischen Industriegesellschaft in ein polymorphes Informationssystem, [...] im Übergang von den bequemen, alten, hierarchischen Formen der Unterdrückung zu den unheimlichen neuen Netzwerken, die ich als Informatik der Herrschaft bezeichnet habe (Cyborg-Manifest, 48).

Haraway benennt das Macht- und Herrschaftssystem im späten 20. Jahrhundert als Informatik der Herrschaft, weil ihres Erachtens das gesamte Spektrum möglicher Wissensobjekte als kommunikationstheoretische Fragestellung reformuliert wird. Wenn das Wesen des Menschen in der DNA als universeller Code gesehen wird, machen wir uns selbst zu Cyborgs. Angesichts von Gen- und Reproduktionstechnologien, Organtransplantationen, Neurowissenschaften, Prothetik, Bodybuilding, Schönheitsindustrie etc. ist die Rede von einem *natürlichen* Körper wenn überhaupt, so doch spätestens zum aktuellen Zeitpunkt ohnehin nicht mehr zu halten. Wider die Opposition von *Leben* und *Technik*, die gerade auch in technikkritischen, *linken* so-

wie diversen feministischen Diskussionen immer wieder aufgerufen wurde, um den Herrschaftscharakter von Technik herauszustellen, argumentiert Haraway, dass die *westlichem* Denken immanenten Dualismen, wie Natur/Kultur, schwarz/weiß, männlich/weiblich „systematischer Bestandteil der Logiken und Praktiken der Herrschaft über Frauen*, People of Color, Natur, Arbeiter*innen, Tiere – kurz: der Herrschaft über all jene, die als *Andere* konstituiert werden und deren Funktion es ist, Spiegel des Selbst zu sein“ waren (ebd., 67; Übersetzung leicht verändert). Und für eben jene Dualismen stelle die „Kultur der Hochtechnologien“ eine Herausforderung dar. Dabei ist Haraway weit entfernt von glückseliger Technophilie. Die neue industrielle Revolution schaffe nicht nur neue anti-identitäre Sexualitäten und Rassierungen, sondern auch eine neue Arbeit*erinnenklasse, in der Frauen* die meiste Arbeit verrichten und Arbeit feminisiert werde. Dem Industriekapitalismus stehe die Informatik der Herrschaft in nichts nach, im Gegenteil, sie lässt „den Alptraum des Taylorismus idyllisch erscheinen“ (ebd., 34). Für feministische Analysen bedeutet dies jedoch, dass die Informatik der Herrschaft nicht mit den Begrifflichkeiten des *weißen* kapitalistischen Patriarchats analysiert werden kann. Wollen *wir* mehr als nur Betroffene oder Leidtragende dieser veränderten Existenzweisen und Lebensverhältnisse sein, müssen wir entsprechende Politiken entwerfen und diese neuen Existenzweisen mitgestalten.

Darüber hinaus fragt Haraway: wenn Planeten, Menschen, Tiere, Pflanzen, Maschinen – wenn alle als Kommunikationssystem betrachtet werden, welche Gemeinsamkeiten tun sich dann auf, was ist das Verbindende zwischen Menschen und Maschinen, Menschen und Pflanzen, Maschinen und Pflanzen etc.? Hier schafft Haraway eine Verbindung zu postkolonialen feministischen Kritiken an Dualismen und Identitätslogiken sowie deren Bestreben, eine politische Einheit aus dem Nicht-Identitären zu schmieden. Das Cyborg-Manifest verknüpft also Argumentationen, die bislang nie zusammen gedacht wurden: die kritische Analyse der Technowissenschaften einerseits und feministische postkoloniale Bestrebungen, ein politisches Kollektiv aus dem Nicht-Identitären zu entwerfen, andererseits. Gerade Schwarze, Chicana und queere Feminismen hatten darauf verwiesen, dass es kein universales Frausein und somit auch keine essentielle Einheit von Frauen gibt, Geschlecht, Rassierung und Klasse vielmehr gesellschaftliche und historische *Errungenschaften* darstellen. Unter Rückbezug auf Chela Sandovals Konzept

des „oppositionellen Bewusstseins“ argumentiert Haraway, dass Women of Color gerade keine identitätslogische Position formulierten, sondern ein von Andersheit und Differenz ausgehendes Selbstverständnis, insofern jegliche essenzielle Kriterien für die Zuordnung fehlten, welche Frau* eine Woman of Color sei. Sandovals Konzept zeige, wie „politische Einheit unabhängig von einer Logik der Aneignung und Vereinnahmung hergestellt werden kann“ (ebd., 43). Auch hier geht es also um das Verbindende, um ein *Gemeinsames Werden*, das bei aller Unterschiedlichkeit Dualismen ins Wanken bringt.

Compost, und nicht posthuman

Gerade die Verstrickung des Humanismus, inklusive dessen verschiedener Versionen, mit Rassismus, Kolonialismus, Eurozentrismus, und, nicht zu vergessen, Androzentrismus haben verschiedene feministische Kritiker*innen der Technowissenschaften eine Haltung nicht des Trans-, sondern des Posthumanismus einnehmen lassen. Haraway teilt diese Kritiken wie auch das Bemühen um eine Dezentrierung des Menschen, distanziert sich jedoch vom Begriff des Posthumanen bzw des Posthumanismus: „I never wanted to be posthuman, or posthumanist, any more than I wanted to be postfeminist“ (Haraway 2008, 16). Zum einen stehe noch wichtige Arbeit aus in Bezug auf jene, die die bedenklichen Kategorien Frau und Mensch, wenn auch pluralisiert, neu formuliert und konstitutiv mit anderen asymmetrischen Differenzen verwoben, bewohnen müssten. Vor allem jedoch gehe es darum, die Strukturen der Relationen und Inter- ebenso wie Intraaktionen neu zu konzipieren, anstatt eine schwierige Kategorie durch eine andere zu ersetzen (vgl. ebd.). Aufgrund der Nähe und Assoziation von Cyborg und Posthumanismus zu Techno- und Transhumanismus, aber auch weil es ihr wichtig ist, über Spezies nachzudenken, konzentriert sich Haraway in ihrer späteren Arbeit auf „Companion Species“ und versteht dies als Allianz und Spannungsverhältnis zum Posthumanismus (vgl. Gane & Haraway 2006, 140). Es geht ihr um die Ko-Konstituierung, das *Gemeinsame Werden* von Menschen und nicht-menschlichen Organismen auf einem verwundbaren, noch nicht toten Planeten. Entsprechend formuliert sie: „I am a compost-ist, not a posthuman-ist: we are all compost, not posthuman“ (Haraway 2015, 161) und spielt dabei mit dem *Gemeinsamen Werden* nach dem Humanismus, dem *Compost* wie auch mit dem Bezug zur Erde, dem Kompost. Über das

Dagmar Fink

Dagmar Fink (<https://unibas.academia.edu/DagmarFink>) ist ‚freie‘ Literatur- und Kulturwissenschaftlerin und promoviert am Zentrum *Gender Studies* der Universität Basel zu *Cyborg-Vorstellungen. Repräsentationen von Geschlecht, Sexualität und Rassierung in Science (und) Fictions zwischen Reproduktion der Norm und alternativen Repräsentationen*. Neben den Cyborgs zählen queere Weiblichkeiten zu ihren Arbeitsschwerpunkten. Seit 2000 unterrichtet sie an verschiedenen Hochschulen in Österreich, Deutschland und der Schweiz, hauptsächlich im Rahmen der Gender Studies sowie der Bildung. Sie ist Mitbegründer*in und Vorstand des Verbands feministischer Wissenschaftler_innen in Österreich (<https://www.vfw.or.at/>). Außerdem Übersetzer*in englischsprachiger Texte ins Deutsche im Bereich feministischer Theorie, Gender Studies, Queer Studies, Repräsentation, Film und Kunst., seit 1996 im Rahmen des queer*feministischen Übersetzungskollektiv *gender et alia* (<http://genderetalia.net>), und wissenschaftliche Lektor*in, seit 2010 gemeinsam mit Kirsten Huckenbeck: *Klar & Deutlich. Studio für wissenschaftliches Lektorat*, Frankfurt a. M./Wien (<http://www.klarunddeutlich.com>).

Gemeinsame Werden der *Companion Species* hinaus beschäftigt sie sich aktuell damit, dass Organismen immer schon mehrere sind und miteinander entstehen:

Multi-species-becoming-with, multi-species co-making, making together, sym-poiesis rather than auto-poiesis (Kenney und Haraway 2015, 260).

Multispecies Becoming-with in der Schwarzen Science Fiction

Ist Autopoiesis ein zentraler Begriff der Kybernetik, also die Selbstschöpfung und Selbsterhaltung, setzt Haraway dagegen den Begriff der Sympoiesis: des Zusammen-mit-Gemachten, poiesis als Machen, sym als zusammen-mit (vgl. ebd., 256). Sympoiesis ist auch das gemeinsame Geschichtenerzählen, denn es kommt darauf an, „welche Geschichten wir erzählen, um andere Geschichten zu erzählen, welche Konzepte wir denken, um damit andere Konzepte zu denken“ (Haraway 2013, 138). Und Haraway erzählt gerne mit der feministischen Science Fiction, die sie sowohl mit Cyborg-Konzeptionen als auch mit *Companion* und *Multispecies* versorgt.

Eine wichtige Erzählerin*, wenn es um Geschichten über das Zusammenleben und das *Gemeinsame Werden* von verschiedenen Spezies geht, ist die afroamerikanische Autorin* Octavia Butler. Am bekanntesten und wichtigsten ist in diesem Zusammenhang sicherlich ihre Xenogenesis-Trilogie, in der eine dreigeschlechtliche fremde Spezies sich mit den letzten überlebenden Menschen auf der postapokalyptischen Erde fortpflanzen wollen, um eine neue hybride Spezies zu schaffen. Zur gleichen Zeit wie das erste Buch von Xenogenesis schrieb Butler auch die vielfach preisgekrönte Kurzgeschichte *Bloodchild*, welche die komplexen Beziehungen zwischen den menschlichen Flüchtlingen auf einem fremden Planeten mit der fremden Spezies Tlic erzählt. Die Tlic halten die Menschen in einem Reservat, um sie zu schützen, nutzen diese jedoch auch als Wirtskörper für ihren Nachwuchs. *Bloodchild* dreht sich um den heranwachsenden Gan, dessen Familie ein Arrangement mit T'Gatoi hat, einer einflussreichen Politikerin der Tlic. T'Gatoi hat viel zur Verbesserung des Verhältnisses zwischen Menschen und Tlic beigetragen, indem sie dafür gesorgt hat, dass die männlichen Menschen nicht länger aus ihren Familien gerissen werden, um den Tlic-Nachwuchs auszutragen und indem sie Tlic und Menschen dazu ermutigte, gemeinsame neue hybride bzw. Multispezies-Familien zu bilden. Denn ja, in dieser Geschichte sind es die Männer, die den Tlic-Nachwuchs austragen. Doch hat T'Gatoi es versäumt, Gan hinlänglich auf die Geburt vorzubereiten, weil die Tlic eine Geburt als etwas sehr Intimes betrachten. Tatsächlich sind diese Geburten jedoch auch sehr gefährlich: Werden die Larven der Tlic nicht rechtzeitig operativ aus dem Körper des *Leihvaters* entfernt, töten sie diesen, indem sie sich durch ihn hindurchfressen. Als Gan T'Gatoi bei einer Notgeburt zusieht, kommen bei ihm unter den Menschen weitverbreiteten Ängste und Ressentiments gegenüber den Tlic hoch und er droht, sich selbst und T'Gatoi zu töten. Letztlich tut er dies jedoch nicht, sondern es sprechen Gan und T'Gatoi miteinander. Wir erfahren, dass die Tiere, die die Tlic vor der Ankunft der Menschen zum Ausbrüten ihres Nachwuchses nutzten, die Eier der Tlic nach der Einpflanzung vernichteten, die Tlic nun dank der Menschen wieder eine gesunde, wohl gedeihende Spezies sind. Umgekehrt wa-

ren Gans Vorfahren von der Erde und vor ihrer eigenen Gattung geflohen, weil diese sie getötet oder versklavt hätte. Die Menschen haben ihr Überleben also den Tlic zu verdanken. Gan und T'Gatoi erkennen, dass keine Spezies ohne die andere überleben kann. Gan erkennt auch, dass er nicht nur Angst hat, sondern T'Gatoi auch liebt, und so entschließt er sich letztlich, deren Nachwuchs auszutragen. T'Gatoi ihrerseits versichert, dass sie ihre kulturelle Borniertheit ablegen und dafür sorgen wird, dass (männliche) Menschen über die Geburt von Tlic aufgeklärt werden, damit sie ihre Angst verlieren. Die Geschichte endet schließlich damit, dass Gan und T'Gatoi sich in den Armen liegen und Gan den Nachwuchs empfängt, der auf die Möglichkeit eines *Gemeinsamen Werdens* von Menschen und Tlic hindeutet. Octavia Butler untersucht in *Bloodchild* also, wie eine Liebesbeziehung zwischen zwei sehr verschiedenen Wesen funktionieren kann, erzählt die Geschichte eines schwangeren jungen Manns und erkundet schließlich, wie verschiedene Spezies nicht nur gemeinsam überleben, sondern gemeinsam werden können. In ihrer Geschichte geht es nicht um Verbesserung oder Transzendenz, ihre Vision erzählt vielmehr von sehr anderen Möglichkeiten des Trans.

Anmerkung

- 1 In Anlehnung an Nina Hagens Song, „Fisch im Wasser“, in dem es heißt: „Sie will ein Fisch im Wasser sein, im flaschengrünen, tiefen See“, vgl. Nina Hagen Band: CBS, 1978.

Referenzen

- Butler, Octavia (1984): *Bloodchild*. Bloodchild and Other Stories. New York: Seven Stories Press, 1996, 1–32
- Clynes, Manfred E. und Nathan S. Kline ([1960] 1995): *Cyborgs and Space*. The Cyborg Handbook. Hg. von Chris Hables Gray, Heide Figueroa-Sarriera und Steven Mentor. New York/London: Routledge 1995, 29–33 (Nachdruck aus *Astronautics*, September 1960)
- Gane, Nicholas und Donna Haraway (2006): *When We Never Have Been Human, What Is to Be Done?: Interview With Donna Haraway*. Theory, Culture and Society, Vol. 23 (7–8), 135–158
- Haraway, Donna, dt. von Fred Wolf, ([1985] 1995): *Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften*. Die Neuerung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Hg. und eingeleitet von Carmen Hammer und Immanuel Stieß, Mitherausgeber_innen Barbara Ege, Dagmar Fink, Katharina Pühl, Anne Scheidhauer und Fred Wolf. Frankfurt, N.Y.: Campus, 33–72
- Haraway, Donna (2004): *The Haraway Reader*. London, N.Y.: Routledge
- Haraway, Donna (2008): *When Species Meet*. Minneapolis, London: University of Minnesota Press
- Haraway, Donna (2013): *Sowing Worlds. A Seed Bag for Terraforming with Earth Others*. Beyond the Cyborg. Adventures with Donna Haraway. Hg von Margret Grebowicz und Helen Merrick. New York: Columbia Press, 137–146
- Haraway, Donna (2015): *Anthropocene, Capitalocene, Plantationocene, Chthulucene: Making Kin*. Environmental Humanities, vol. 6, 2015, 159–165
- Kenney, Martha und Donna Haraway (2015): *Anthropocene, Capitalocene, Chthulocene. Donna Haraway in conversation with Martha Kenney*. Art in the Anthropocene. Encounters Among Aesthetics, Politics, Environments and Epistemologies. Hg. von Heather Davis und Etienne Turpin. London: Open Humanities Press, 229–244

Letzte Veröffentlichungen:

- *Wir sind die Borg! Cyborgs queer gelesen.* LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis 3/2015, 64–69
- *Befreiend weiblich und Simone de Beauvoir. Conversation (gemeinsam mit Tom Holert).* Conzepte – Neue Fassungen politischen Denkens. Hg. von Jo Schmeiser. Wien: zaglossus, 2015, 59–67 und 191–201

- *Einfach überirdisch: Geschlechterkonzeptionen in queer_feministischer Science Fiction* (Wiederabdruck) in: *anschläge*. Das Feministische Monatsmagazin, Dezember 2014, 15f; online auf <http://anschlaege.at/feminismus/2014/11/einfach-ueberirdisch/>
- *Prekarität & Freiheit. Feministische Wissenschaft, Kulturkritik und Selbstorganisation.* Dagmar Fink, Birge Krondorfer, Sabine Prokop, Claudia Brunner (Hg_innen). Münster: Westfälisches Dampfboot, 2013



Waltraud Ernst

Menschliche und weniger menschliche Verbindungen: Posthumanismus und Gender

Posthumanismus wird immer wieder mit Transhumanismus verwechselt bzw. synonym verwendet. In diesem Artikel werden Positionen vorgestellt, die sich unter dem Begriff des Posthumanismus scharf vom Transhumanismus abgrenzen sowie problematische Aspekte des Humanismus mithilfe von Anthropozentrismuskritik, Androzentrismuskritik und Eurozentrismuskritik zu überwinden trachten. Im Zentrum des Beitrags stehen Positionen eines feministischen new materialism, der sich an Karen Barad, Rosi Braidotti, Iris van der Tuin und Cecilia Åsberg orientiert. Dabei interessieren mich die Fragen: Was passiert, wenn wir die Produktion von technikwissenschaftlichem Wissen als das Etablieren eines Forschungsapparats zur Herstellung einer bestimmten Perspektive auf die Welt und deren Materialisierung verstehen? Ist es dann möglich, diesen Forschungsapparat zu analysieren und Verschiebungen in den Geschlechternormen, die damit produziert oder legitimiert werden, herauszulösen? Oder muss Geschlecht selbst als ein solcher Apparat verstanden werden, als Mechanismus, durch den eine bestimmte Ordnung von Personen, anderen Organismen und Dingen etabliert wird?

Eine Frühstücksszene

„Ich bilde mir selten ein Urteil über die Menschen, denen ich begegne. Ich versuche sie immer so zu betrachten, dass ich an ihren wahren Kern komme. Deshalb bin ich inzwischen ganz gut, bei den meisten Dingen. Aber selbst Wesen wie ich habe auch ihre eigenen kleinen Tage (ich wollte ja einfach nur leben) und so, wie Irmis Mann drauf ist. Den muss ich ein wenig provozieren. Also beschloss ich, nicht hart zu werden.“¹

Sharon Dodua Otoo beschreibt in ihrer preisgekrönten Kurzgeschichte eine fiktive Frühstücksszene aus verschiedenen Erzählperspektiven, auch aus jener des Frühstückseis. Sie lässt dabei Grundfragen des Humanismus anhand einer historischen Figur anklingen, Helmut Gröttrup – Raketenspezialist und Pionier der Informatik². Es geht darum, ob ein Mensch lernfähig ist; ob Autonomie, als Herrschaft über sich selbst, ohne Herrschaft über andere denkbar ist; ob in wechselnden historischen Szenarien von staatlicher Herrschaft Abhängigkeiten und Verbindlichkeiten in kleinformatigeren Umgebungen ohne Herrschaft denkbar sind; ob eigene Bedingtheiten und Bindungen überhaupt kontrolliert werden können, müssen oder sollen. Die Frühstücksszene, eingebettet in einen scharfen Blick auf Geschlechterverhältnisse im Privathaushalt entpuppt sich geradezu als paradigmatischer Ort für das Ausloten dessen, was aktuell Vertreterinnen eines feministischen *new materialism* als ‚entangled agencies‘ bezeichnen und nach einer posthumanistischen Ethik verlangen lässt³.

Otoo schreibt dem Ei Lernfähigkeit zu („Das kann ich inzwischen ganz gut“), Urteilsfähigkeit (über Menschen und Stimmungen), Intentionalität (den Willen zu provozieren) und Handlungsfähigkeit (nicht hart zu werden). Das sind Fähigkeiten, die nicht nur Menschen, sondern auch nicht-belebter Materie zu

erschieden in der *FifF-Kommunikation*,
herausgegeben von *FifF e.V.* - ISSN 0938-3476
www.fiff.de

Posthumanistische Performativität von Geschlecht

Posthumanismus versteht Karen Barad, auf deren Arbeit Positionen des *new materialism* immer wieder zurückgreifen, sowohl als Kritik am Anthropozentrismus des Humanismus sowie des Anti-Humanismus, indem die Grenzziehungspraktiken zwischen dem, was als menschlich gilt, und allem anderen kritisch beleuchtet werden: „Posthumanism marks the practice of accounting for the boundary-making-practices by which the ‘human’ and its others are differentially delineated and defined.“⁴ Sie grenzt den Posthumanismus weiter von Subjektpositionen ab, die den Menschen entweder nur als Ursache oder nur als Effekt bestimmen und den Körper als natürliche oder feste Trennlinie. Differenz wird in diesem Ansatz nicht vorausgesetzt, vielmehr werden ihre Herstellungsprozesse untersucht.

Im Anschluss an Judith Butler besteht Barad auf der intra-aktiven Performativität von Materie, wenn es um ein Verständnis von „sex, gender, sexuality“ geht. Sie baut auf Butlers berühmtem Satz auf, dass *gender* nicht die kulturelle Interpretation eines